

Schaltungsprinzip in der Weise, daß jedem Teilnehmer des öffentlichen Fernsprechnetzes durch eine einfache Aufschaltung die Möglichkeit gegeben werden kann, die Ören anzuhören. Bei Anruf des Teilnehmers wird der Anschluß an die Öper automatisch unterbrochen.

Franz von Schönthan. (Zum 75. Geburtstag.) Am 20. Juni führt sich zum fünfundsiebzigstenmal der Tag, an dem der bekannte Lustspielautor Franz von Schönthan in Wien das Licht der Welt erblickte. Schönthan hat teils allein, teils in Gemeinschaft mit seinem Bruder Paul, mit Gustav v. Moser, Oskar Blumenthal, Franz Koppel und anderen zahlreiche Schwaünke und Komödien geschrieben, und es dürfte in Deutschland kaum ein Theater geben, das diese unterhaltlichen Stücke nicht mit Erfolg — auch mit Kassenerfolg — gespielt hätte. Zu den bekanntesten unter seinen Lustspielen gehören: „Krieg im Frieden“ (mit Moser), „Kleine Hände“, „Cornelius Bob“, „Jitkulente“, „Der Raub der Sabinerinnen“ (mit seinem Bruder Paul), „Goldfische“ (mit Kadelburg), „Komtesse Guderl“ (mit Koppel) usw. Franz von Schönthan starb im Jahre 1913.

Blinddarmentzündung durch Unkraut. Die auffallende Häufigkeit von Blinddarmentzündungen in den hannoverschen und eldenburgischen Gegenden, wo Schwarzbrot aus sehr grob gemahlenem, noch ganze und halbe Roggenkörner enthaltendem Mehl gebacken wird, wird von Dr. A. Eich auf die Samenkörner der blauen Kornblume zurückgeführt. Sie werden sehr leicht unverdaut mit dem Speichel in den Verdauungstrakt einbringen, in die feinsten Darmpartien, aus denen sie nicht mehr zurück können, da sich an ihrem stumpfen Ende ein Büschel feinsten, gepreßter, etwa zwei Millimeter langer Vorhaken befindet. Diese wirken als Widerhaken; da sie wegen ihrer harten Zellulosehaut von den Verdauungssäften nicht aufgelöst werden, bleiben sie als Fremdkörper oft im Blinddarm liegen und führen zu Entzündungen. Tatsächlich hat man denn auch verhältnismäßig häufig bei Operationen diese Samen im Blinddarm gefunden.

Allerlei Kurzweil

Die Fünftagewoche. Das Moskauer Zentralarbeitsamt hat einen neuen Kalenderplan ausgearbeitet. Danach soll das „Proletariatjahr“ zwar nach wie vor in zwölf Monate eingeteilt werden, aber jeder Monat soll aus sechs Wochen zu je fünf Tagen bestehen. Das hat den Vorteil, daß jeder fünfte Tag ein Sonntag ist, so daß die Arbeitswoche also fünfzig nur aus vier Tagen bestehen würde. Zum Ersatz dafür soll allerdings die gesetzliche Arbeitszeit auf neun Stunden täglich erhöht werden.

Stirn und Nase als Augenerker. Der französische Schriftsteller Jules Romains hatte neulich in einem vielbeachteten Artikel der „Nouvelle Revue Française“ die Behauptung aufgestellt, daß der Mensch nicht nur mit dem Auge, sondern auch mit anderen Körperteilen zu sehen vermöge, eine Behauptung, die von der wissenschaftlichen Welt mit skeptischem Lächeln aufgenommen worden war. Jetzt ist indessen Romains in der Person des Mathematikers und Philosophen Jean Labadie ein Helfer entstanden, an dessen Autorität ein Zweifel nicht wohl gestattet ist. Labadie hat in Südfrankreich eine seltsame Künstlerfamilie entdeckt, deren Oberhaupt ein bekannter Bildhauer ist. Der Vater hat seine Töchter in der Kunst, bei geschlossenen Augen mit Stirn und Nase zu sehen, ausgebildet, und wie die Demonstrationen beweisen, erstaunliche Erfolge erzielt. Die Darbietungen sind photographisch festgehalten, und man sieht auf den Bildern, wie die jungen Mädchen, deren Augen durch mit Siegeln verschlossene Lächer fest verbunden sind, Tennis spielen und radeln. Labadie hat die von ihm entdeckte Familie nach Paris gebracht, und die Experimente, die er dort gemacht hat, haben alle, die ihnen beizuhören, in helles Staunen versetzt. Um jeden Zweifel, daß hier ein Trick mit im Spiele sei, auszuschließen, hat der Vater hinter dem Rücken der Töchter Zeitungen aufgestellt und die Mädchen konnten mühelos den Text der hinter ihrem Rücken besessenen Blätter lesen. Aber damit noch nicht genug. Der Bildhauer hat auch einen jungen Kriegsblinden in der Kunst des augenlosen Sehens ausgebildet, und er versichert, daß dieser es in Kürze in dieser Kunst zur Vollkommenheit gebracht haben wird.

Fremden, widmen konnte. Jetzt verstand sie aber ein wenig den Reiz, der von dem Mädchen ausging. Wenn Malwe sah, merkte man nicht wie klein sie war. Sie hielt sich litzengerade, das schmale Kleid zeigte weit entblößte Schultern und Nacken. Die Lippen des großen Mundes leuchteten verführerisch.

Sie beherrschte allein das Gespräch. Frau Seltsam sah von ihrem Keller gar nicht mehr auf, denn die „schönste Frau“ schien durch eine andere in den Schallten gestellt zu werden, und Frau Randolf langweilte sich. Sie gab sich kaum Mühe, es zu verbergen. Man sprach nur von Musik hier an dem Tisch, an dem sonst Hochöfen und Gebläse das Gespräch beherrschten, an dem man sich mit den Leistungen eines Wagnerwerkes vertraut machen mußte, da sogar die Damen sich für die Schienenstrahlen interessierten, für die Aufträge, die das Werk bekam und für die Lieferungsfristen.

Hier, wo man sonst nach Nicht der Kohlung und Schilde fragte, schwirrten heute die Namen der großen Russler durch den Raum, und alle Anwesenden gaben sich Mühe, zu zeigen, wieviel sie von der Kunst verstanden. Frau Reinhold war glücklich! Fast kam sie sich wie eine Beschützerin der schönen Künste vor. Sie ließ ihre Ringe im Lichte blitzen, neigte sich huldvoll zu Renate und fragte: „Sind Sie auch musikalisch?“

Renate ärgerte. Ihr war es zuwider, jetzt von ihrer Begabung und Liebe zur Musik zu sprechen. Sie hätte ja die Anwesenden damit übertröfen können, wenn sie ihnen gestand, daß sie einst selbst die Laufbahn der Russlerin einschlagen wollte. Aber sie schüttelte den Kopf.

„Ach habe nur eine unglückliche Neigung zur Musik.“
„Wie sagten Sie, gnädige Frau?“ rief Reinhold drohnend, und in den gepolsterten Wangen verschwanden die Augen. „Eine unglückliche Neigung? Ach, der Ausdruck ist ja ganz kostbar, den habe ich noch nie gehört. Ich laude mich tot! Haha.“

„Richard!“ mahnte Frau Dba. Sie war empört, daß gerade heute der Gatte wieder einmal ihr Erziehungswerk zuschanden machte. Sieben lange Jahre quälte sie sich bereits damit, ihm den Ton der großen Welt beizubringen. Und noch immer war er „bäuerlich“, wie sie voll Verachtung ihm an den Kopf warf. „Sie müssen uns also denn auch etwas bieten“, sagte Frau Reinhold gemessen und würdevoll, um den schlechten Eindruck der Worte wieder gut zu machen. Renate aber wehrte sich dagegen: „Nein, nein, wir haben heute eine Künstlerin hier, da müssen alle anderen zurücktreten.“

„Nun, man kann nicht alles können“, sagte die Gastgeberin sehr huldvoll. „Sie haben so reizende Sachen geschrieben, liebe Frau Storm, daß man von Ihnen nicht auch einen musikalischen Sieg beanspruchen darf!“ Und nach einer Pause fügte sie hinzu: „Aber etwas werden Sie spielen, eine Kleinigkeit.“

(Fortsetzung folgt.)

Das erste Papiergeld. Der Erfinder des Papiergeldes ist der spanische Gouverneur Tenbilla, der während der maurischen Kriege 1485 bis 1492 die Stadt Alhama bis zum Falle von Granada verteidigte. Während der Belagerung wurden durch die Unterhaltung der gewaltigen Streifkräfte seine Mittel dermaßen erschöpft, daß er nicht mehr so viel Gold und Silber besaß, um seinen Kriegern den täglichen Sold auszuzahlen. Da die Truppen endlich zu murren anfingen, versetzte Tenbilla auf einen eigentümlichen Gedanken. Er schnitt Papier in kleine Blätter und schrieb darauf größere und kleinere Summen, je nachdem er dieselben nötig hatte. Diese Zettel gab er seinen Soldaten statt des Geldes und versprach dabei, die Scheine, sobald die Belagerung aufgehoben sein werde, mit Gold und Silber einzulösen. Den Bürgern wurde verboten, die papierblättrigen anzuerkennen und als Zahlung anzunehmen, was unweigerlich geschah, und so wurden des Gouverneurs Geldverlegenheiten plötzlich beseitigt. Dieses Wertpapier, das 1484 ausgegeben und später freilich von Tenbilla eingelöst wurde war das erste Papiergeld in Spanien.

Laßt uns lachen.

Ländliches Weiratsgesuch. Ich suche ein Mädchen zur Frau, das die Wirtschaft genau kennt und unter dem Vieh aufgewachsen ist. Lieblich, Ochs, Gutsverwalter.

Kindliche Anschauung. Die fünfjährige Paula (mit ihrem Vater im Zoologischen Garten vor dem Elefantenhäus; erst ganz hart vor Erschrecken, bricht dann entsetzt in die Worte aus): „Steh mal, Vater, das Tier frist ja mit seinem Schwanz.“

Der Vorsichtige. Junger Herr: „Geehrtes Fräulein, ich möchte mir nicht gern ein Körbchen bei Ihnen holen; gestatten Sie mir deshalb die höfliche Anfrage, ob Sie, wenn ich so frei sein würde, um Ihre Hand anzuhalten, geneigt wären, mir eine zustimmende Antwort zu erteilen?“

Gedankenlos. Erster Student: „Du, Karl, was tust du denn heut' nachmittags?“ Zweiter Student: „Nichts.“ — Erster Student: „Wo denn?“

Eingegangen. Parkwächter: „Ein paar reizende Kinder, die da auf dem Rasen spielen! Sind wohl die Brigen?“ — Dame (geschmeichelt): „Ja, allerdings.“ — Parkwächter: „So, dann darf ich wohl um Ihren merkten Namen bitten! Es steht doch da auf der Tafel, daß das Betreten des Rasens bei Strafe verboten ist!“

Unsere Singvögel.

Von Dr. Fritz Slowronck.

Was wäre die jetzige Jahreszeit, der Frühling, der beginnende Sommer ohne das Lied der Vögel? Ein schönes Gemälde, weiter nichts! Erst der Vogelgesang erhebt die Natur zu einem Singpiel voll Lust und Liebe. Denn es ist ja das ewige Geheimnis der Liebe, daß jeder Vogel mit jubelnder Stimme besingt. Es ist dieselbe Kraft, die das schwache Geschöpf über Tausende von Meilen zurückführt in die Heimat, wo es geboren ist, um hier den Lebensgefahren zu finden und das eigene Nest zu bauen.

Kein Wunder, daß von der ganzen Tierwelt die Vögel dem menschlichen Empfinden am nächsten stehen und unter diesen wieder an erster Stelle die Singvögel, deren Stimme so deutlich zu unserem Herzen spricht. Sie sind nicht gleich begabt. Es gibt unter ihnen Künstler, wie die Nachtigall, die Drossel, die Amsel und die Lerche, die immer neue Melodien erfinden, ohne sich zu wiederholen, und armselige Stämper, die nur eine kurze Strophe herauszuschmettern vermögen. Aber wer mag da kritisch die einzelne Stimme aburteilen, wenn sich Tausende zu einem Chor voller Harmonie vereinigen.

Wer diese Symphonie der Natur genießen will, muß sich frühmorgens in einen Laubwald begeben, in dem das Unterholz von Gehäusen Dichtete bildet. Kommt man dann auf dem Rückweg durch einen Nadelwald, dann wird man mit schmerzlichen Erschrecken wahrnehmen, wie arm das Vogelleben in dieser künstlich hergestellten Versammlung von Bäumen ist. Nur ab und zu hört man einen Buchfink schlagen oder ein paar Weisen zwitschern.

Damit haben wir auch eine der Ursachen erkannt, die zu der offenkundigen Verminderung unserer Singvögel beitragen. Wir beslagen sie mit Netz, denn die meisten unserer Vögelarten sind unsere besten Verbündeten im

Kampf gegen die unzähligen Insekten, die unsere Ernte in Feld und Garten bedrohen.

Zu den Vorbedingungen des Vogelens gehören auch Örtlichkeiten, wo sie in einiger Sicherheit ihr Nest bauen und brüten können und in der Nähe Nahrung finden. Diese Bedingungen werden von Gehäusen und Laubbäumen erfüllt, während sie im lichten Nadelwald, besonders wenn er nur aus Kiefern besteht, gänzlich fehlen.

Das Deutschland früher viel mehr Laubwälder besaß als heute, davon kündet noch die vielen Ortsnamen, die von Eiche, Birke, Esche, Linde abgeleitet sind. Es ist ja auch eine bekannte Tatsache, daß die Forstwirte schon seit Jahrhunderten vorzüglich die Laubwälder durch das Nadelholz verdrängt haben, weil dieses schneller wächst und höhere Erträge bringt. Dieser Standpunkt hat sich selbst gestrafft, denn der Nadelwald, dem die natürlichen Beschützer, die Singvögel fehlen, erzieht sich selbst seine schlimmsten Feinde, die Kanne und den großen Kiefernspinner. Auch auf dem Lande wurde gegen unsere Singvögel gefehlt. Als man sich von dem alten Schlandrian mit Hilfe der Wissenschaft befreite und mit künstlichen Mitteln zu düngen begann, kam das Schlagwort auf, daß Feld müsse „klar“ gemacht werden. Das bedeutete die Vernichtung aller Sträucher und Hecken. Ja, alte, schöne Baumgruppen wurden nicht geschont. Die tiefen Wassergräben, deren Seiten meistens mit Gestrüpp bedeckt waren, wurden zugeschnitten. . . . O ja, das Feld war klar, aber vielen, vielen Singvögeln war die Möglichkeit und der Unterschlupf geraubt, wo sie vor ihren Feinden Schutz fanden.

Eine kleine Besserung hat das Weidwerk herbeigeführt. Schon seit Jahren führen die Jäger einen erbitterten Krieg gegen das vierfüßige und geflügelte Raubzeug, das ihren Wildstand, besonders Hasen, Rebhühner und Fasanen zehnteile. Daß die Verminderung der Raubvögel auch den Singvögeln zugute kam, liegt auf der Hand. Aber noch fehlte dem Kleinwild die Deckung. Die hohen Jagdpächten, die sie zahlten, gab den Pächtern die Macht, auch dafür zu sorgen. Sie ließen Topinambur, Dornhecken, Wildobst, Ginster usw. anpflanzen und schufen nicht nur dem Wild, sondern auch den Singvögeln Unterschlupf.

Zu den ärgsten Feinden der kleinen Vögel gehört die Kage. Sie ist zwar häuslicher geworden, hat jedoch ihre Raubtiernatur nicht im geringsten geändert. Ihre Sinne sind alle gleichmäßig scharf. Ihre Nase ist sehr fein, ihr Gehör vorzüglich und am besten ihr Gesicht, das dem der Raubvögel gleichkommt. Sie klettert ebenso gut wie der Baumwälder und kann bei ihrem leichten Gewicht auch ganz dünne Äste besteigen. Im Notfall scheint sie auch nicht einen Sprung hoch oben im Baum, um im Springen ein Nest mit jungen Vögeln herunterzureißen. Ja, wenn sie sich auf den Gang von Räufern beschränken würde! Aber viel besser schmecken ihr die jungen, fetten Nesthoder. Diese Untaten lassen sich selbst von Fremden der Kage nicht leugnen. Doch damit ist ihr Sündenregister noch nicht erschöpft. Am schlimmsten haust sie unter den Singvögeln, die in unseren Gärten nisten. Kein Nest, selbst in der dichtesten Dornhecke, ist vor ihr sicher. Dazu kommt noch, daß man an vielen Orten die Kagen sich ungehemmt vermehren läßt, nicht nur in den Bauernhöfen, sondern auch in den Großstädten, wo viele Kagen ohne Jugendigkeit zu einer Familie leben und sich vermehren. Die aller schlimmsten Feinde unserer Singvögel sind die Bewohner der drei Industriestädte Hamburg, Berlin und Köln. Die den Vogelort in der Jugend, im Herbst und Frühjahr, im großen betreiben. Die ganze arme Bevölkerung Italiens rechnet mit dem Eintreffen der Singvögel wie mit einer ihr von der gütigen Natur gespendeten Volkswahrung. Wegen dieser uralte, eingewurzelte Volksliebe wird sich selbst bei besserer Einsicht der italienischen Regierung, als sie bisher vorhanden war, schwer anlämpfen lassen. Wir müssen uns damit abfinden, daß manche Vögelarten, wie z. B. die Wachteln, in einigen Jahrzehnten völlig ausgerottet sein werden. Um so mehr müssen wir bedacht sein, unseren lieben kleinen Vögeln eine gute Aufnahme in der Heimat zu bereiten und die schlimmsten Gefahren von ihnen und ihrer Brut abzuwehren!

Das große Glück.

Stizze von Ernst Grau, Berlin.

Walbert Hilburg hatte wiederum Herrliches geleistet. Die tausendköpfige Zuhörerschaft war ihm mit einer Begeisterung gefolgt, wie nur je an seinen besten Tagen. Besonders wenn er, wie heute, den Marcus Antonius spielte, eine Rolle, die er mit Hingebung liebte, in die er sich immer wieder mit Körper und Geist hineinlebte, daß er schließlich nicht die Gestalt eines Dichters, nein, die eines in glühender Lebensbegehung entflammten Menschen von Fleisch und Blut auf die Bühne stellte.

Walter Fehler, der kleine, unscheinbare Statist, stand dann immer, in eine Ecke gedrückt, in den Kulissen und sah unterwands auf die Bühne. Aber seine Augen sahen nicht den großen Kollegen, seine Ohren hörten nicht den rasenden Beifall, der wie eine wild aufrauschende Woge hereinbrauste. Sein Bild, glanzlos und leer, schien nach innen gerichtet. Er sah sich selbst, kaum der Schulbank entronnen, wie er dort auf der obersten Galette gesessen, so oft es sein schmales Taschengeld erlaubt hatte. Und wie allmählich der Wunsch in ihm aufgewachsen war, selbst einmal auf den alles bedeutenden Breiten stehen zu dürfen, umtost von dem jubelnden Beifall der Menge, überschüttet von Blumen und Ruhmesstrahlen. Wie dieser Wunsch dann zum drängenden Verlangen geworden, immer heftiger und eindringlicher nach Erfüllung schreie.

Und wie dann seine Leidenszeit über ihn gekommen war. Teure, fast unerschwingliche Unterrichtslunden, große Hoffnungen, noch größere Versprechungen und schließlich, als sein Vater starb, das große Nichts. Er wurde Statist, hoffend und hoffend auf das große, unsagbare Glück, das ja doch eines Tages kommen mußte.

Ein kurzer, harter Husten kam gequält aus seiner schmalen Brust. Entrist ihn seinen Träumen. Fast wie Hoff glommt es dabei in seinen Augen auf, als er zusehen mußte, wie Hilburg, der große Hilburg immer und immer wieder vor den Vorhang gerufen wurde.

Dann war die Vorstellung zu Ende. Langsam lenkte sich die eiserne Gardine, der Lärm der aufbrechenden Zuschauerklang entfiel herüber. Fehler ging wie verträumt in die Statistengarderobe, streifte sich mechanisch seine Alltagskleider über und verließ fast als Letzter den schmalen Bühnenausgang.

Aber wenn er dann nach solchen Abenden noch Pause kam, wenn trauriger Lampenschimmer sein bescheidenes Zimmer erfüllte, wenn die leise schwingende Stille der Nacht ihn umfing, dann sah er mit glühendem Eifer über den unsterblichen Werken der großen Dichter. Dann studierte und lernte er mit einer Hingabe, daß er Zeit und Stunde vergaß, daß alles um ihn her verlank, daß er nichts weiter sah, als die hebre Gestalt der Dichtung, der seine eigene Kunst ein Nachschöpfer sein sollte. Und nicht

selten geschah es, daß schon die ersten Sonnenstrahlen siegreich die weiche Dämmerung durchdrachen, während Walter Fehler noch immer an dem kleinen Wandlinsenfenster stand und sinnend hinaus sah über die in der Morgenlauge aufleuchtenden Türme und Kuppeln der Stadt, als müsse ihm von dorther das große, heiß herbeigeholte Glück kommen.

Bis es eines Tages wirklich zu ihm hereinbrachte. Das große, unsagbare, unennbare Glück, von dem er seit langen Jahren geträumt.

Wie es kam?

Walbert Hilburg, der erklärte Liebling des Publikums, schien sich allzu sicher zu fühlen in der Ausnahmestellung, die das Volk seinen Ausertoren gern einräumt. Er spielte mitunter nachlässig, fürzte eigenmächtig seine Rollen, versäumte Proben, kam zu spät zur Vorstellung, kurz, Erscheinungen, die man gemeinhin als Primadonnenlaunen abzutun pflegt.

So war es auch an diesem Abend wieder. Vor einem auserlesenen Auditorium, es tagte gerade ein Mediziner-Kongress in der Stadt, sollte „Julius Caesar“ in Szene geben. Die Zeit des Beginnens war längst verstrichen, Hilburg jedoch noch nicht erschienen. Als dann aber schließlich die Zeichen der Ungeduld im Zuschauerraum immer vernehmlicher wurden, begann man das Spiel in der Hoffnung, daß Hilburg ja jeden Augenblick kommen müsse.

Doch man hat sich getäuscht. Das erste Auftreten Marc Antons rüdte in bedrohliche Nähe, eine lähmende Nervosität herrschte hinter den Kulissen, und da, als eben die peinliche Situation ihren kritischen Höhepunkt erreichen will, — steht Walter Fehler vor dem Regisseur. In fieberhafter Eile begründete er sein langes Studium. Er wolle die Rolle übernehmen, feucht es von seinen Lippen. Der Regisseur zögert. Einige bange Sekunden. Dann sagt er zu! —

Kurze, erhabene Stunden des Triumphes folgten. Der Beifall, erst zaghaft, dann lauter und immer stürmischer werdend, scholl ihm entgegen wie Sphärenmusik. Und als Marcus Antonius seine große Rede gehalten, steigerte sich der Beifall zu einer spontanen Ovation.

Flammenden Auges, hoch aufgerichtet steht Walter Fehler auf dem erhöhten Podium. Seine Pulse fliegen, seine Brust weht und seine Zunge stößt heftige Worte über bebende Lippen. Und jetzt, die Szene ist auf ihrem dramatischen Höhepunkt, Antonius hält den Römern das Testament des toten Caesar entgegen, erschüttert ein tausendstimmiger Aufschrei den weiten Raum. In unbeschreiblichem Durcheinander drängt alles der Bühne zu. Minutenlang Schweigen, als wolle eine Panik ausbrechen. . . .

Auf der Bühne aber stehen die dichtgedrängt um den toten Antonius. Mit einem gurgelnden Aufschrei war er von seinem Postament herabgestürzt. Auf der stolzen Höhe seines jungen Ruhmes hatte ein Bluffzug seinem Leben ein Ziel gesetzt.